Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Dienstag, den 21 Februar 1882. Nr. 87.

Deutschland.

Berlin 20. Februar. Die deutsche wie die österreichische Presse verurtheilt selbstverständlich die Skobelew'sche Rede auf das Stärkste. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" meint, die Rede überbiete alles bisher an chauvinistischer Hetzerei gegen das Deutschthum Geleistete, doch hätte das offizielle Serbien jetzt Anderes und Wichtigeres zu thun, als nach Skobelews panslawistischer Pfeife zu tanzen. Die „N. Pr. Ztg." erwartet, daß die russische Regierung derselben einen Dämpfer aufsetzen werde. Die Wiener „N. Fr. Pr." gewinnt der Rede u. A. folgenden Zug ab:

„Etwas in Skobelews jüngster Rede hat uns geradezu wohlthuend berührt. Es ist die Voraussetzung, daß Oesterreich und Deutschland in dem Kampfe, als dessen Herold er in Paris auftritt, fest und treu zusammenstehen werden. Eine Lockerung der Freundschaft zwischen ihnen hält Skobelew nicht für möglich, darum ruft er nach der Hülfe Frankreichs. Daraus leuchtet ein Sonnenblick für die Zukunft. Wohl klingt es fast wie Ironie, daß dem Oesterreich des Grafen Taaffe die Mission zufallen könnte, an der Seite Deutschlands dem Ansturme der slawischen Welt Trotz zu bieten, aber mit einem solchen Bundesgenossen wäre unsere Monarchie trotz Allem, was an ihr gesündigt worden, noch stark genug, diese große geschichtliche Sendung zu erfüllen."

Der „Pester Lloyd" urtheilt:

„Wenn die Allianz zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn bisher keinen sichtbaren Zwecken gedient haben sollte, so hat sie nunmehr die denkbar konkretesten Motive erhalten. Denn die fromme Täuschung über die friedlichen Intentionen des Zars und seiner heutigen Regierung hilft über die Thatsache nicht hinweg, daß Skobelew zwar die tolle, aber die allein populäre Idee Rußlands repräsentirt."

Wie aus London von heute Morgen gemeldet wird, besprechen fast alle englischen Morgenblätter die Rede des Generals Skobelew und sprechen ihre Ueberraschung und ihre Mißbilligung über dieselbe aus. Die „Times" sagt, es sei hohe Zeit, daß den schürenden und beunruhigenden Reden von Männern in so hoher Stellung, wie sie General Skobelew einnehme, ein summarisches Ende gemacht werde, es sei jetzt die erste internationale Pflicht Rußlands, dafür zu sorgen, daß einem Bundesgenossen nicht durch die Reden oder Handlungen von Angehörigen der russischen Militärkaste Verlegenheiten bereitet würden. Der Petersburger Hof sei verpflichtet, Oesterreich durch das Wort und durch die That zu beweisen, daß er getreulich festhalte an dem Berliner Vertrag; Oesterreich habe in seiner schwierigen und delikaten Lage Anspruch auf die loyale Unterstützung aller Signatarmächte des Berliner Vertrags. Das Geringste, was Europa erwarten könne, sei, daß alle diese den europäischen Frieden gefährdenden Reden hochgestellter Persönlichkeiten, für welche die russische Regierung die moralische Verantwortung trage, sofort desavouirt und unterdrückt würden.

Merkwürdigerweise bildet das Gladstone am nächsten stehende Blatt eine Ausnahme und spricht in begeisterten Wendungen über Skobelews Boutaden. Dagegen schreibt die Londoner „Army and Navy Gazette" vom 18. Februar:

„Wir erfahren, daß General Skobelew sich inkognito von Paris nach London begeben hat, um die britischen militärischen Hülfsquellen zu erforschen, und die von Madame de Novikow eingeleitete Organisation zu vervollkommnen, welche bezweckt, für den Fall, daß Rußland Oesterreich auf der Balkanhalbinsel und die Türkei in Kleinasien angreifen sollte, in England jede anti-russische Agitation zu vereiteln. Die Russen behaupten, Geld thue in England Alles, und sie stehen im Begriffe, nach dieser Annahme zu handeln."

Diese Auslassung der englischen Militärzeitung verdient Beachtung; die „Army and Navy Gazette" entspricht unserem „Militär-Wochenblatt", wenn das Letztere eine solche Nachricht bringen würde, so wüßte Jedermann, daß eine ernste Entscheidung bevorsteht. Die „Army and Navy Gazette" ist sich jedenfalls vollkommen der Bedeutung bewußt, welche ihrer obigen Mittheilung in ganz England beigelegt wird.

Ueber die Haltung der französischen Presse berichten wir unter Frankreich.

— Wie dem „Deutschen Montagsblatt" aus Paris gemeldet wird, sagte General Skobeleff wörtlich zu dem Redakteur des „Voltaire":

„Soeben erhalte ich von meinem Adjutanten einen Ausschnitt aus einer Zeitung, des Inhalts: Der Zar hat eins der Kriegsschiffe, die auf dem kaspischen Meer konstruirt werden, General Skobeleff getauft. Diese sehr seltene Gunst beweist, daß ich nicht in Ungnade gefallen bin und daß ich aus freien Stücken nach Paris gegangen bin. Sollte aber mein Freimuth für mich üble Folgen haben, so werde ich doch stets alle meine Gedanken ohne Rückhalt aussprechen. Ich bin ein unabhängiger Mann und wenn ich nur weiß, daß ich gerufen werde, wenn es Krieg giebt, so ist mir alles Uebrige gleichgiltig. Jawohl, ich habe gesagt, daß Deutschland der Feind ist, und ich wiederhole es. Jawohl, ich bin überzeugt, daß das Heil in der Vereinigung der Slaven liegt, in der Vereinigung der Slaven mit Frankreich. Dahin muß man gelangen. Man muß wieder zum europäischen Gleichgewicht gelangen, aber nicht mehr zu dem Gleichgewicht, wie es Herr Thiers aufgefaßt hat, denn dieses ist eben in die Brüche gegangeu. Es muß wieder hergestellt werden. Deutschland ist der große Vielfraß. (L'Allemagne est la grand absorbanne.) Wir wissen es und ihr Franzosen wißt es leider nur allzu gut. Die orientalische Frage ist bedeutsam, sie ist die Hauptfrage; durch sie muß das Gleichgewicht, von dem ich spreche, wieder hergestellt werden, sonst bleibt nur eine Macht übrig, nämlich Deutschland. Ich habe es gesagt und wiederhole es. Ich habe Vertrauen zu der Lösung, welche ich aus ganzer Seele wünsche. Ich habe Vertrauen, besonders wenn man die eine Wahrheit begreift, daß zwischen Frankreich und den Slaven ein Bund geschlossen werden muß. Dieser Bund wird für uns das Mittel sein, unsere Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Und an Euch Franzosen ist es, die Situation wieder zu gewinnen, welche Ihr verloren habt. Das ist es, was ich aufrichtig denke," sagte der General zum Schluß der Entrevue; „Sie können es veröffentlichen, aber man sollte um mich her nicht zu viel Lärm machen. Schon im Interesse der großen Sache, deren Erfüllung ich stets anstreben werde."

Skobeleff spricht sehr reines Französisch. Er ist hochgewachsen, trägt einen blonden Vollbart, seine blauen Augen sind sehr sanft. Er kennt nach der Versicherung des „Voltaire" Alles, was Frankreich angeht, aufs Genaueste, besonders Politik und Militaria.

— Einem Aufruf der Aufständischen in der Krivoscie ist folgende Stelle, welche für die Wünsche und Hoffnungen der Führer der Erhebung bezeichnend ist, zu entnehmen:

„Der Feldmarschall-Lieutenant Baron Jovanovic hat beschlossen, uns und unsere Verbündeten von der Herzegowina und Bosnien mit der brutalen Militärmacht eines großen Staates zu vernichten und uns zur Entsagung unserer Freiheitsbestrebungen zu zwingen. Wir sind fest entschlossen, uns gegen jeden Vormarsch der Truppen zu vertheidigen. Im Falle, daß wir alle auf dem Kampfplatze bleiben sollten, werden unsere Brüder aus Montenegro, Herzegowina, Bosnien, Serbien und Altserbien uns rächen, und die Balkanstaaten mit dem großen Reiche aller Reußen werden die militärische und die Volkskraft mit den österreichisch-ungarischen Truppen messen. Die englische Nation ist unter dem großen Liberalen und Staatsmanne Gladstone für die Befreiung aller Balkanvölker von der fremden und brutalen Herrschaft. Der russische Kaiser Alexander III. und sein erster Rathgeber, der Verfasser des Friedens von San Stefano, der General Ignatiew, sind unserm Befreiungskampfe sehr gewogen. Der Fürst Nikolaus von Montenegro, unter dessen Oberkommando wir 3 Jahre gegen die Türkem kämpften, ist für die Unterstützung und die militärische Hülfe gewonnen. Wir erklären: Jovanovic, das Blut, welches für die Bekräftigung unserer Rechte und für die endgültige Befreiung aller Serben geflossen sein wird, soll auf dich gegossen werden und auf diejenigen, die dich zu dem Verzweiflungskampfe gesandt haben. Brüder von Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Serbien, Montenegro und Altserbien! Muth und Ausdauer. Folgt uns Gebirgsbewohnern von Krivoscie und Süd-Herzegowina, um die nationalen Rechte zu vertheidigen! Gruß den Brüdern an der Newa und am Schwarzen Meere, Gruß den Bulgaren, Serben, Russen und allen Slaven! Im Namen des Allmächtigen! Gott der Gerechtigkeit, du wirst uns erhalten. In der Krivoscie, am heiligen Tage des St. Sava, 28. Januar 1882. Das Zentralkomitee der Insurgenten für die Krivoscie, Herzegowina und Bosnien.

— Die kirchenpolitische Kommission hat bekanntlich nach der Beendigung der ersten Lesung der Regierungsvorlage die zweite auf eine Woche vertagt. Inzwischen äußert die klerikale Presse sich mit großer — vielleicht berechneter? — Skepsis über die weiteren Aussichten der Berathung; so schreibt die „Germania":

Das Zentrum würde es vor seinem Gewissen, vor der Kirche und seinen Wählern sehr wohl haben verantworten können," wenn es diese Vorlage, welche auf diskretionären Vollmachten beruht, einfach an der Schwelle abgewiesen hätte. Aber es hat vorgezogen, auch die ungünstigste Chance eines Fortschritts zum Frieden vollständig auszunutzen und ist deshalb in der Kommissionsberathung bis an die Grenze des ihm möglichen Entgegenkommens gegangen. Im Verein mit den Konservativen hat es denn auch mit winziger Majorität einige erfreu-

---

Feuilleton.

Die Steinfischer.

Eine Geschichte vom Chiemsee. Von Max Haushofer in den baierischen Literaturblättern.

Vor etwa zwanzig Jahren noch waren die See-Ufer weit malerischer als heutzutage. Eine Reihe mächtiger Steinblöcke, manche so groß wie Scheunenthore, lagen im Wasser an den Ufern. Die meisten davon waren freilich kleiner und mochten ein Gewicht von sechs bis zu zwölf Zentner haben. Viele dieser Steine lagen unter dem Wasserspiegel, aber deutlich sichtbar; zweifellos liegen unzählige noch weiter in der Tiefe. Die Gletscher der Eiszeit, die einst aus den Alpenthälern herabflossen, hatten sie dahergetragen; und als die Gletscher zurückgingen, blieben die Steine liegen, durch viele Jahrtausende ein Spiel für die aufschäumende Brandung. Nach und nach aber wurden sie von den Seeanwohnern aus dem Wasser geholt und als Baumaterial verbraucht, namentlich die schönen Granitfindlinge, die Trümmer von Gneiß und Glimmerschiefer. Was seit Menschengedenken noch vorhanden war, das war meist schlechtes Zeug, eine Art sandigen Kalksteins, welcher, auch wenn er ein Menschenalter lang an der Sonne lag, doch nimmer trocken werden wollte. Deshalb wurden diese letzten Steine meist nur zu Uferbauten verwendet; mit den tieferliegenden gab man sich keine Mühe mehr, die ließ man dem See.

Nur einen Mann gab es noch, der sich auch mit ihnen beschäftigte. Das war der Bauer von Keilberg, den man auch deswegen den Steinfischer nannte. Er war ein merkwürdiger Mensch. Ursprünglich hatte er blos Steine gefischt, um sie als Unterlage für einen Stallbau zu verwenden; nach und nach aber ward die Steinfischerei bei ihm zum Sport, später zur Manie. Sie ruinirte sogar seinen Hausstand; denn er lag den ganzen Tag in seiner Werkstatt auf dem See, statt den Pflug zu führen. Diese Werkstatt aber bestand aus zwei alten Einbäumen, über welchen ein Balkengerüst mit einem Wellbaum erbaut war. Mittelst dieses Wellbaums wurden die Seesteine, nachdem er Ketten um sie geschlungen, emporgewunden und dann, zwischen den Schiffen hängend, ans Ufer gefahren. Das Aufwinden war nicht besonders schwierig; das Heimfahren auch nicht. Die Schwierigkeit bestand darin, daß die Steine in Ketten gelegt werden mußten. Das besorgte nun der Keilberger am liebsten von oben. Ins Wasser ging er grundsätzlich nicht.

Wie er nun dieses Geschäft der Steinfischerei allmälig zum Sport umgestaltete, mußte er sich nach einem Gehülfen umsehen, der nöthigenfalls auch ins Wasser ging. Ein „überrheinischer" Tagelöhner gab sich dazu her und wurde allmälig der unzertrennliche Gefährte des Keilberger. Er war eigentlich ein recht verlottertes Individuum, der Bertl: aber in die Steinfischerei lebte er sich mit eigenthümlichem Geschick hinein. Er wurde sogar zum Taucher, ohne eigentlich schwimmen zu können; freilich nur langsam. Namentlich wollte es ihm lange nicht gelingen, die Augen unter Wasser aufzumachen, denn er behauptete, das Wasser beiße in die Augen „wie Schnaps". Der Bauer, da er selbst nicht ins Wasser ging, mußte das glauben. Er wollte aber doch einen Taucher haben, der auch unter dem Wasser sehen könnte; und es gelang ihm endlich, den Bertl dahin zu bringen.

Das ging so zu. Eines Tages, als der Bertl in seinem Taucheranzug, der aus einem löcherigen Kattunjanker und aus einer mustergiltigen Lederhose bestand, bis zum Hals im Wasser stand, warf der Bauer einen Vierundzwanziger hinab.

„Wenn's d' ihn findst, g'hört er Dein!" sagte er. „Jetz wirst die Augen schon aufmachen!"

Der Bertl war aber ein Schlaukopf. Von oben herab schaute er mit kritischem Blicke auf die Wasserfläche. Dann brachte er seine große Zehe in unmittelbare Berührung mit dem kleinen Silberstückchen, welches er in der Tiefe schimmern sah. Hierauf kniff er die Augen fester zu als jemals, bückte sich und brachte triumphirend den Vierundzwanziger zum Vorschein; um ihn sofort in der Tasche des Tauchergewandes verschwinden zu lassen.

Dem Bauer gefiel das ganz gut, nur das verschmitzte Schmunzeln seines untreuen Knechtes wollte ihm nicht recht gefallen. Ein Verdacht blieb in seinem Herzen, der auch bald Bestätigung fand.

Eine Stunde später fiel nämlich dem Bauern ein eiserner Haken ins Wasser, aber an der anderen Seite seiner schwimmenden Werkstatt. Dort war das Wasser tiefer, gerade so tief, daß es dem Bertl von der Sohle bis zum Wirbel seines Hauptes reichte.

Der Bauer stieß vom Schiff aus den Bootshaken auf den Grund und ließ den Bertl hinabkriechen, um das verlorene Eisenstück zu suchen. Aber der Bertl fand nichts und mußte zuletzt gestehen, daß er auch den Vierundzwanziger mit geschlossenen Augen gefunden hatte.

Der Bauer verbiß seinen Aerger über den vergeudeten Vierundzwanziger. Er war doch noch schlauer als sein Knecht Bertl. Er zog seinen ledernen Geldbeutel aus der Tasche und ließ ihn ins Wasser plumpen. Rasch wie eine Bleikugel ging der Beutel in die Tiefe.

„Der ganze Beutel g'hört dein, Bertl, wanns d' ihn holst!" sagte der Bauer, und stemmte den Bootshaken wieder auf den Grund.

Bertl kratzte sich hinter den Ohren, nahm zur Stärkung eine Prise aus seinem Tabakfläschchen und kletterte aus dem Schiffe am Bootshaken hinab. Zweimal kam er wieder herauf, wischte sich die Augen aus und schimpfte heillos über das Wasser. Doch er lernte es wirklich, die Augen aufzumachen; und wie er das dritte Mal wieder heraufkam, hatte er das verlorne Eisenstück und den Geldbeutel erobert. Aber als er sich die Augen genügend ausgewischt und die Schnüre des Beutels aufgezogen hatte, fand er in demselben nur einen Kieselstein, einen rostigen Nagelkopf und einen österreichischen Pfennig.

„Dös is z'wenig! sagte er enttäuscht.

„Vorher war's z'viel!" antwortete der Bauer trocken.

Bertl konnte das nicht bestreiten und schwieg. Da jedoch das Wasser auch späterhin nicht aufhörte, in die Augen zu beißen, wurde der Bertl von jenem Tage an jedesmal durch ein Extraglas Schnaps entschädigt, so oft er genöthigt ward, die Augen unterm Wass.r aufzuthun.

So fischten der Keilberger und sein Knecht Bertl etwa ein Jahr lang miteinander. An der Schiffländе des Bauern häuften sich die Steine mehr und mehr an und mit der Withschaft ging es weiter rückwärts. Ein Glück wars, daß kein Kind da war, den verschuldeten Hof zu erben.

An einem schönen Sommertage waren Beide wieder auf dem See. Die Fahrt galt diesmal dem größten, gewaltigsten Steine, an welchen sich jemals des Bauern Unternehmungsgeist wagte. Der Stein lag an einem einsamen Waldufer. Seine Oberfläche befand sich etwa 3 Fuß unterm Wasserspiegel; er schien auf einem anderen, größeren Steine aufzuliegen; denn der See zeigt dort verschiedene Tiefen; 7—10 Fuß. Der Seegrund ist bei solcher Tiefe nicht mehr sichtbar.

Die schwimmende Werkstatt lag über dem Felsblock. Ohne Schwierigkeit war es gelungen, eine

liche Revisionsbeschlüsse durchgesetzt; aber die Staatsregierung erklärt dieselben für unannehmbar (?). So ist denn aus der ersten Berathung ein Gesetzentwurf übrig geblieben, der von den Vollmachten der Regierung nur einen kleinen ungefährlichen Rest erhält, aber eben deshalb auf die zur Erzielung der Mehrheit im Abgeordnetenhause und erst recht im Herrenhause unentbehrlichen gouvernementalen Stimmen nicht rechnen darf (?). Die zweite Lesung ist um eine Woche vertagt; aber was soll bei dieser fundamentalen Rathlosigkeit die Berathungsfrist nutzen?

Der „Westfäl. Merkur" sagt:

Aber nicht einmal „in gerettetem Boot" wird der Kultusminister aller Wahrscheinlichkeit nach zurückkehren, denn die diskretionäre Vollmacht ist ein leckes, ein seeuntüchtiges Schiff. Die Staatsregierung schadet durch ihre Politik am meisten sich selber . . . Jetzt treibt die Regierung uns durch ihre Haltung auf Wege, die ihr am allerwenigsten gefallen. Wir sagen gerade, wie der Kanzler: „wir nehmen die Unterstützung, wo wir sie finden. Bieten uns Richter und Genossen eine gründliche Revision der Maigesetze an, so sagen wir nicht, daß wir warten wollen, bis die liebe Staatsregierung uns die Offerte macht, oder daß uns die Hände nicht angenehm sind, welche uns dieses Präsent machen.

Inzwischen hat Herr Windthorst aber in der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses die Hoffnung auf Beendignung des kirchenpolitischen Kampfes immerhin groß genug erachtet, um darauf hin die vom Zentrum bisher stets verweigerten geheimen Fonds zu bewilligen.

— Die Mitglieder der außerordentlichen preußischen Gesandtschaft an den Sultan wurden, wie die „C. T. C." meldet, am Sonnabend Nachmittag 5 Uhr von dem Introdukteur der Gesandten in 3 Hofgalawagen abgeholt, im Palast des Sultans vom Minister des Auswärtigen empfangen und durch denselben zum Sultan geleitet. Die Ueberreichung des Schwarzen Adlerordens an den Sultan fand in Anwesenheit der Mitglieder der dortigen deutschen Botschaft statt. Abdul Hamid sagte bei der Ueberreichung, die ihm erwiesene Ehre sei ein neues Unterpfand der guten Beziehungen zwischen Deutschland und er hoffe, daß diese Beziehungen sich in Zukunft immer fester gestalten werden. Nach der Ueberreichung zog sich die außerordentliche preußische Gesandtschaft zurück und nahm die Vorstellung der Paschas und anderer hohen Würdenträger entgegen. Bei der darauf folgenden Festtafel im großen Saale hatte der Sultan am oberen Ende der Tafel Platz genommen, rechts von ihm saß Fürst Radziwill, links der deutsche Geschäftsträger und erste Botschaftssekretär von Hirschfeld. Die Privatkapelle des Sultans machte Tafelmusik. Nach der Tafel wurden die Mitglieder der außerordentlichen preußischen Gesandtschaft und die höchsten Würdenträger nach dem Privatsalon des Sultans entboten, wo sich der Sultan mit ihnen auf das Huldvollste unterhielt. Fürst Radziwill erhielt den Großkordon des Osmanie-Ordens.

— Eine Frage, welche schon seit Monaten die politischen Kreise Oesterreichs in Spannung hielt, ist am Sonnabend zum Abschluß gekommen. Die Feudalen haben bei der Nachwahl im böhmischen Großgrundbesitz gesiegt. Die Wahl ihres Kandidaten, Fürsten Ferdinand Lobkowitz, erfolgte mit 215 Stimmen. Der Kandidat der verfassungstreuen Partei, Graf Oswald Thun jun., erhielt 187 Stimmen. Daß die Verfassungspartei in dem auf beiden Seiten mit äußerster Anstrengung geführten Wahlkampfe unterliegen würde, war in der letzten Zeit kaum mehr zweifelhaft. Wind und Sonne waren zu ungleich vertheilt; die Liberalen waren auf sich allein gestellt, während für die Konservativen die Regierung ihre Autorität voll und ganz in die Wagschale geworfen hatte. Daraus erklärt sich auch die über Erwarten große Stimmenmehrheit, welche Fürst Lobkowitz auf sich vereinigte. Die Tschechen werden nicht verfehlen, die Konsequenzen ihres Sieges, dessen Bedeutung nicht nach dem Zuwachs einer Stimme im Reichsrath abgeschätzt werden darf, zu ziehen. Ihre nächste Forderung ist die Auflösung des böhmischen Landtages und diese dürfte nicht lange auf sich warten lassen, nachdem die Niederlage des verfassungstreuen Kandidaten die Uebermacht der feudalen Partei gezeigt hat.

Provinzielles.

Stettin, 21. Februar. Der Chausseebau zwischen Klützow und Stargard ist vor Kurzem energisch in Angriff genommen worden. Es ist dies derjenige Theil der Chaussee zwischen Stargard und Pyritz, welchen der Saatziger Kreis herstellen lassen muß. Eine 60 Zentimeter hohe Erdschüttung ist auf ungefähr 400 Meter Länge fertig gestellt und hofft man, in 6 Wochen damit bis zur Stadt gekommen zu sein. Bei dem allgemeinen Interesse für Reisende und Fuhrwerksbesitzer theilen wir hierdurch mit, daß es vortheilhaft und besser für dieselben ist, bei Reisen nach Pyritz während des Chausseebaues nicht den Weg nach Klützow, sondern zur Erreichung des bereits fertigen Chausseetheils den kleinen Umweg über Wittichow zu wählen. Nämlich bei der zumal ungünstigen Witterung ist es für leichtes Fuhrwerk schon unmöglich durch die Erdaufschüttung zu kommen, Lastwagen sind schon wiederholt dort stecken geblieben und haben nur mit vieler Mühe und theilweiser Entladung, sowie durch die von den Chausseearbeitern geleistete Hülfe durchgebracht werden können. Wir machen auf diesen Uebelstand besonders um deshalb aufmerksam, da eine Sperre des Weges nicht stattgefunden, auch eine amtliche Bekanntmachung dieserhalb nicht ergangen ist.

— „Zum Besten eines zu gründenden Kirchenbaufonds für Züllchow" hatte am Sonnabend Abend der Züllchower Männergesang-Verein „Concordia" in Seidel's Konzertsaal ein Konzert veranstaltet und zu demselben ein vielversprechendes Programm entworfen, dessen Ausführung im Ganzen recht gelungen genannt werden kann. Ein besonderes Interesse verdienten die beiden größeren Kompositionen, die zum Vortrag kamen: Becker's Melodram „Columbus" und der 1. Akt aus „Athalia". Die Erstere fand eine lobenswerthe Durchführung, während in der „Athalia" den Solisten Aufgaben gestellt sind, denen die dem Verein zu Gebote stehenden Solokräfte nicht gewachsen waren. Die Chöre dagegen gingen auch hier sicher und präzis und verdient der Dirigent des Vereins, Herr Lehrer Krienke für die sorgfältige Einstudirung Lob. Die Kapelle des Herrn Musikdirektor Walter, welcher den instrumentalen Theil des Programms durchführte, erledigte ihre Aufgabe in anerkennenswerther Weise. Was schließlich den Besuch des Konzerts betrifft, so war derselbe mit Rücksicht auf den guten Zweck und das interessante Programm nur ein schwacher zu nennen und dürfte eine eigene Kirche für Züllchow in das Reich der Luftschlösser gehören, wenn auch die ferneren Unternehmungen zum Besten eines Kirchenbaufonds seitens der Bewohner dieses Ortes eine so geringe Unterstützung finden.

— Der Kaufmann Karl Lawinsky, welcher hier sozialdemokratische Schriften verbreitet haben soll, wurde, wie die „Ostf.-Z." mittheilt, in Hamburg, als er im Begriff war, sich nach Amerika einzuschiffen, verhaftet und soll nach hier transportirt werden. Mit ihm wurden ein Rechtskonsulent Spark und Schriftsetzer Colberg verhaftet, welche eines gleichen Vergehens angeklagt sind.

— Dem Ober-Amtmann Wilhelm Modrow zu Kemnitzerhagen im Kreise Greifswald ist der Charakter als königlicher Amtsrath verliehen.

— Dem Hegemeister Hildebrandt zu Forsthaus Roderbeck im Kreise Greifenhagen ist der königliche Kronen-Orden vierter Klasse verliehen.

— Bei der königlichen Polizei-Direktion sind in der Woche vom 13. bis 20. d. Mts. angemeldet:

Gefunden: 1 Taschentuch gez. D. H. — 1 kl. Beutelportem. mit 1 M. 10 Pf. — 1 Visitenkartentasche mit Visitenkarten auf den Namen R. Reichert und Frau Reichert — 1 neuer roth und blau karirter Filzschuh — 1 kleines Packet enth. 1 Stück grünes Zeug, einige kleine Sammtstücke und 1 Spindler'sche Färbemarke — 1 kl. Schlüssel — 1 gold. Lorgnette mit Schildpattschalen und 2 verschiedenen Gläsern.

Verloren: 1 schwarzledernes Portem. mit 8 Mark — 1 hellgraues seidenes Halstuch mit schwarzen Streifen — 1 Geldrolle mit 5 Mark, aus 10- und 20-Pfennigstücken bestehend — 1 schwarzemaillirtes Medaillon mit kurzer goldener Kette — 1 silbernes Uhrgehäuse mit Hornkapsel, worauf das Bildniß Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

* **Aus Westpreußen**, 19. Februar. Am 12. d. ertrank im Brunnen seines Gartens der katholische Pfarrer Hoppe zu Lonk. Derselbe spazierte nach Abhaltung der Messe, glitt aus und fiel in den Brunnen, der nur 1 Fuß hoch umwehr war. Zufällig bemerkten einige Kinder die Mütze des Verunglückten, die ihm im Sturze entfallen war. Da der Geistliche sehr beleibt war, so hatte er sich in seinem schweren Falle nicht aufhalten können, und weil keine augenblickliche Hülfe kam, so mußte er auf so traurige Weise sein Leben enden. — Die Auswanderung nach Amerika nimmt schon wieder seinen Fortgang, obgleich von den im vorigen Jahre Ausgewanderten vereinzelte Personen zurückgekehrt sind, die die Lage der dort gebliebenen Genossen nicht gerade im rosigsten Lichte erscheinen lassen.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „König Richard III." Drama 5 Akten.

Vermischtes.

— Eine drollige Theateranekdote von dem Schauspieler Keller erzählt ein niederschlesisches Blatt aus Anlaß der Aufführung der Schiller'schen „Räuber". Derselbe war eine Reihe von Jahren Direktor von Stadttheatern in den Provinzen Posen und Schlesien. Er übernahm mit Vorliebe die Heldenrollen selbst, spielte also auch den Karl Moor mit Passion; er lernte aber nicht besonders und verließ sich auf den Souffleur mehr als gut war. So passirte es ihm denn, daß er in rasch gespielten Szenen von den aus dem Soffleurkasten kommenden Worten einzelne annektirte, die ihm gar nicht zukamen. Vorsichtig hatte er sich in der Szene, wo Kosinsky auftritt, dicht am Soffleurkasten gelagert und redete den vor ihn hintretenden Kosinsky zum Gaudium der Schillerkenner an: „Wie ist Dein Name, Kosinsky?" Aber mit seltener Schlagfertigkeit erwiderte Kosinsky: „Du weißt doch Alles, großer Räuber, selbst meinen Namen!" worauf Keller etwas von einem „verfluchten Kerl" gemurmelt haben soll.

— (Auch ein Kunstverständiger. Der „Bär" erzählt uns aus der Vergangenheit Berlins so manches heitere Geschichtchen, damit Beiträge zu einem Kapitel liefernd, das, wie wir glauben, sich durch gründliche Nachforschungen noch ansehnlich vermehren ließ. Es hat auch vor Vater Wrangel in Berlin schon recht aufgeräumte Leute gegeben, die einen guten Spaß zu gelegener Zeit von Herzen liebten, aber diese Leute haben einen Zeitgenossen gehabt, der ein wirkliches Original eines Humoristen genannt werden muß. Er gehörte zu der auch damals in Berlin schon recht beträchtlich vertretenen Zunft der Taschendiebe, aber auf diesem an sich schon begrenzten Gebiete der Berufsthätigkeit bewegte er sich wiederum innerhalb ganz bestimmter Grenzen. Er stahl nämlich nur im Theater und selbst hier legte er sich trotz alles dessen, was ihn verführerisch lockte, Grenzen auf. Er „machte", um in der Börsensprache zu reden, nämlich nur in Schnupftüchern und auch diese zog er immer nur aus den Taschen der Herren, niemals der Damen. Er war also ein Spezialist seines Faches im eigentlichsten Sinne. Trotz seiner großen Jugend, denn er befand sich noch auf der Grenze zwischen Knabe und Jüngling, war sein Sündenregister schon ein recht beträchtliches, aber Niemand hätte ihm nachsagen können, daß er jemals die Finger nach einer fremden Börse ausgestreckt, Niemand von ihm behaupten dürfen, er habe an öffentlichen Orten, das Theater ausgenommen, dem Eigenthum die gebührende Achtung versagt. Je enger aber das Feld seines Wirkens war, desto mehr hatte er Gelegenheit, sich zu vertiefen. Ja, man kann sagen, daß er sein Gewerbe förmlich studirte. Er war mit dem Repertoire der Berliner Bühnen auf Innigste vertraut, kannte alle Stücke wie ein Regisseur, nannte diejenigen, welche die meiste Zugkraft übten und zeigte durch sein Beispiel, daß ein Mensch, der in einem Fache wie dem seinigen, mit Erfolg zu arbeiten gedenke, ohne gründliche dramaturgische Bildung nicht bestehen könne. Man muß aber auch sagen, daß er ein Psychologe war. Er wußte, was von der Bühne her am meisten auf die Männer wirkte, kannte die Schwächen ihrer Herzen, ihre Vorliebe für das Ballet, ihre Unterwerfung gegenüber der Macht einer schönen Frauenstimme. Kamen Fanny und Therese Elsner nach Berlin, um zu gastiren, so begrüßte er sie als seine besten Mitarbeiterinnen, gingen sie wieder, so war er traurig wie die Handschuhmacher, welche die Handschuhe, welche sie den Balletenthusiasten verkauften, damals so einrichteten, daß sie bei dem ersten Versuch der Besitzer, Beifall zu klatschen, platzen mußten. Der Stern der Schröder-Devrient — wie freundlich hat er auch ihm gelächelt! Wie viele Taschentücher hat ihr Gesang stehlen geholfen, ohne daß sie es wußte! Und dabei war das Wunderbarste, daß dieser Mensch niemals eine Vorstellung besuchte. Desto genauer aber wußte er, wann eine solche zu Ende ging. Oeffneten sich dann die Thüren, so drängte er sich hinein. War auch der Vorhang schon gefallen, so folgte doch wenigstens ein Hervorruf, wenn nicht mehrere. Und dies war gerade das, worauf er gewartet hatte. Wurde einmal ein neues Stück gegeben, so las Keiner die Blätter eifriger wie er. Es konnte ihm nicht gleich sein, welche Aufnahme es gefunden. Als im Januar 1832 Adolf Glasbrenner's Posse „Die Bierstube" im Königstädtischen Theater ausgepocht war und Oettinger im „Berliner Figaro" seufzte: „Adolf, Adolf, warum hast Du mir das gethan!" da seufzte auch er. Nach vielen glücklichen Tagen kam indessen auch für ihn ein unglücklicher. Im Jahre 1834 fiel er der Polizei in die Hände und erschien vor dem Richter. Hier benahm er sich als vollendeter Gentleman, schilderte mit Offenheit sein ganzes Treiben, nannte den „Eckensteher Nante" und den „König Konradin" als die ihm günstigsten Stücke der letzten Saison und klagte über zunehmende Kälte im Publikum. „Wenn dann die Herren so gespannt sind", sagte er bei näherer Beschreibung seiner Thätigkeit, „dann merken sie nichts, und wenn ich Ihnen die Rockschöße abschnitte." Seitdem sind viele Taschentücher in Berlin gestohlen worden, aber niemals wieder mit soviel Geist und Witz.

Telegraphische Depeschen.

München, 20. Februar. Die von der heutigen „Münchener Morgenzeitung" gebrachte Nachricht über die Genehmigung eines Entlassungsgesuchs des Kultusminister von Lutz kann nach an kompetentester und authentischster Stelle eingezogenen Erkundigungen als völlig unbegründet bezeichnet werden. Der Kultusminister hat weder ein Entlassungsgesuch eingereicht, noch auch die Genehmigung eines solchen erhalten.

Wien, 19. Februar. Offiziell. Oberst Arlow meldet, er habe am 15. cr. eine Streifung östlich von Tirnowa und nordöstlich vom Sattel des Rogoj ausgeführt und sei dabei mit etwa 80 Insurgenten zusammengestoßen. Nach kurzem Feuergefecht seien letztere gegen Jahorina Plenina zurückgewichen, er habe bei seinen Truppen keinerlei Verluste gehabt. Durch andere übereinstimmende Meldungen sind Insurgenten-Ansammlungen in dem Raume südlich der Korjen-Planina konstatirt und wurden dementsprechende Verfügungen getroffen.

Paris, 20. Februar. Das „Journal officiel" veröffentlicht die Ernennungen de Courcy's zum Kommandeur des 1. Armeekorps (Lille), Cornat's zum Kommandeur des 3. Armeekorps (Rouen), Berckheim's zum Kommandeur des 4. Armeekorps (Le Mans), Schmitz's zum Kommandeur des 9. Armeekorps (Tours), Gallifet's zum Kommandeur des 12. Armeekorps (Limoges) und Chanzy's zum Kommandeur des 6. Armeekorps (Chalons s. M.).

Belgrad 19. Februar. Der General Tichomir Nicolic und der serbische Gesandte in Petersburg, Oberst Horwatowitsch, haben die Uebernahme des Kriegsministeriums abgelehnt. Dem Vernehmen nach steht auch die Demission des Ministers der öffentlichen Bauten, Gudowitsch, zu erwarten.

Petersburg, 19. Februar. Der vor einigen Tagen zum Verweser des Departements der Apanagen ernannte Graf Peter Schuwaloff ist nicht der frühere Botschafter Rußlands in London und — soweit bekannt — mit dem letzteren trotz der Gleichheit des Namens gar nicht verwandt.

---

mächtige Kette unter dem Felsblock durchzuziehen. Der Bertl hatte hierzu gar nicht ins Wasser gemußt; von oben herab hatten sie's mit dem Bootshaken zuwege gebracht. Aber nun mußte noch eine zweite Kette durchgezogen werden. Sie machte Schwierigkeiten und der Bertl sollte ins Wasser.

„Heut' g'fallt's mir gar net!" sprach er, sich hinter den Ohren kratzend. Er stieg aber doch aus dem Schiffe und auf den Stein. Aber mit dem Kopfe wollte er heute nicht hinunter. Und so lange er nicht hinunter ging, wollte auch die Kette nicht halten.

Der Bauer versprach ihm nacheinander drei Gläser Schnaps und ein Maß Bier, bis er sich endlich zum Tauchen entschloß. Er setzte sich zuerst auf den höchsten Punkt des Steines. Hier ging ihm das Wasser bis an das Kinn. Dann faßte er mit der Linken einen zackigen Vorsprung des Steines, mit der Rechten die aus dem Schiffe herabhängende Kette, schöpfte tief Athem und ließ sich in die Tiefe gleiten. Dabei geschah es, daß er, schon unter dem Wasserspiegel, sein Gesicht dem Bauer zuwendete.

Wer jemals einem unter Wasser befindlichen Menschen ins Auge gesehen hat, wird begreifen, daß der Bauer ein wenig erschrak. Denn die Augen des Bertl glotzten ganz seltsam empor, während sein Gesicht immer grüner und grüner wurde, je mehr es in die Tiefe ging. Nicht ohne heimliches Grausen schaute der Bauer seinem Knechte zu. Der Letztere schien jetzt auf dem Boden zu stehen; nun bückte er sich noch, offenbar, um unter den Stein nach dem Hinderniß zu greifen, das der Kette entgegenstand.

Plötzlich sah der Bauer aus dem Munde des Knechtes ein paar Luftblasen emporsteigen; mit einem verzweifelten Sprung schnellte sich der Bertl in die Höhe, schlug mit Händen und Füßen um sich und erschien an der Oberfläche. Sein Gesicht war käsweiß, flehend streckte er die Hände nach dem Bauern aus. Er wäre wieder in die Tiefe zurückgesunken, wenn ihn nicht der Bauer rasch ergriffen und ihm ins Schiff geholfen hätte.

„No, Narr! Was is denn mit dem Stein?" frug der Bauer und schüttelte den todtblassen Bertl.

„Es — sitzt — Einer drunter!" stammelte der Knecht zähneknirschend.

„Wer denn?" frug der Bauer wieder.

„Es wird — schon — wer sein!" fuhr Bertl in trostlosem Zustande fort.

Dann kroch er nach dem Gransen des Einbaums, legte sein Tauchergewand ab, schlüpfte in trockene Kleider und sagte kein Wort mehr. Auf alles Zureden des Bauern hatte er nur Zähneklappern als Antwort.

Der Bauer sah, daß mit dem Bertl heut' nichts mehr anzufangen war. Er zog schweigend seine Ketten empor und begann die Werkstatt heimzurudern. Bertl half nach Leibeskräften. Daheim legte sich der Knecht ins Bett. Ein heftiges Fieber schüttelte ihn, und nachdem es ihn vier Tage lang geschüttelt hatte, war er todt.

Wer es war, den der Bertl unter dem Stein sitzen sah, das wurde nicht herausgebracht. Der Landarzt, welchen man, natürlich erst, nachdem Bertl gestorben war, geholt hatte, äußerte späterhin die Ansicht, es sei vielleicht der Schatten des Bertl selber gewesen oder irgend ein harmloser Fisch, den eine Augentäuschung zum grauenhaften Phantom aufbauschte. Kurz, es blieb ein Geheimniß.

War aber der Tod des Bertl schon ein räthselhafter gewesen, so war es der seines Brodherrn noch mehr.

Durch das Schicksal des Bertl abgeschreckt, schien der Bauer Anfangs auf die Steinfischerei verzichten zu wollen. Er war viel daheim. Aber es war nimmer schön auf dem abgewirthschafteten Hofe; zudem erzählten die Leute, daß dort viel geprügelt wurde. Ob der Bauer oder die Bäuerin das Geprügelte war, jedenfalls war das Familienleben ein getrübtes. Dies und die wiedererwachende Leidenschaft trieb den Bauern nach ein paar Monaten wieder auf den See hinaus.

An einem sonnigen Morgen im Herbste sah ein Zimmermann von Breitbrunn, der an jenem Waldrande vorüberfuhr, die Werkstatt des Bauern auf dem Wasser schwimmen; gerade über dem Stein, der dem Bertl das Leben gekostet hatte. Der Keilberger selbst saß auf dem Hintersteven des einen Schiffes und schaute ins Wasser. Fast berührte seine mächtige Raubvogelnase den Seespiegel.

„Thust Dein' Rüssel waschen, Keilberger?" neckte vorüberfahrend der Zimmermann.

„Halt's Maul!" grollte es über die Seefläche herüber.

Das waren die letzten Worte, welche man vom Keilberger vernahm. Als er an jenem Tage nicht heimkam, sandte die Bäuerin des anderen Morgens Leute aus, ihn zu suchen. Aber der Nebel lag dick auf dem See und wollte selbst um Mittag nicht weichen. So konnte man die Schiffe nicht finden. Erst gegen Abend zerging der Nebel und im goldenen Glanze der Herbstsonne sah man endlich, weit draußen im See, die beiden Einbäume mit dem Balkengerüst schwimmen. Aber sie waren leer und der Keilberger blieb spurlos verschwunden.

Die mächtigen Steinblöcke, die er aus dem See gefischt, lagen noch lange an seiner waldumbüschten Schiffsände, und während unten die Wellen um sie plätscherten, schütteten von oben herab die Buchen ihr falbes Laub. So sah ich die Steine — vor etwa zwanzig Jahren.